

Auf Dem Weg Meines Vaters

Evelin Lindner

2022

Brief an meinen Vater ist ein geplantes Buchprojekt über den Lebensweg der Autorin, der in einer durch Krieg und Vertreibung zutiefst traumatisierten Familie begann und zu einem Lebensprojekt führte, das der Würde gewidmet ist und der Solidarität in der Welt. Die Autorin wurde in eine Familie mit einem kriegsversehrten Vater hineingeboren, der viele existenzielle Verluste erlitten hatte. Er hatte einen Arm verloren, seinen geliebten Vater, seine geliebten Brüder, und seine geliebte Heimat Schlesien, aus der seine Familie gewaltsam vertrieben wurde.

Das Buch beschreibt, wie das norwegische Erbe von *likeverd* und *dugnad* der Autorin ein tieferes Verständnis vermittelte von den Werten, die in den Idealen der Menschenrechte sowie im Motto der Französischen Revolution, *liberté, égalité, fraternité*, zum Ausdruck kommen. Aus der Sicht der Autorin ist das norwegische Kulturerbe von entscheidender Bedeutung nicht nur für Norwegen, sondern für die ganze Welt. Es ist ein außerordentliches Erbe, das nicht nur Freiheit und gleiche Würde umfasst, sondern auch lokale und globale Solidarität (siehe Nansen-Pass). Die Autorin versucht erlebbar zu machen, wie diese Werte sowohl für jeden einzelnen Menschen, als auch für die Menschheit als Ganzes den Weg zu Würde weisen können.

Der Weg meines Vaters

Aufgeschrieben von Evelin Lindner von 2002 bis 2022, im Gespräch mit ihrem Vater

Mein Vater wurde im Februar 1926 in Schlesien geboren. Schlesien ist heute ein Teil von Polen, war aber bis 1945 Teil des Deutschen Reiches. Mein Vater bedauerte immer, dass Schlesien nicht unabhängig war als er dort geboren wurde, denn sonst hätten er und seine Brüder vielleicht dem schrecklichen Schicksal entgehen können, im Zweiten Weltkrieg vom Nationalsozialistischen Regime in Deutschland gezwungen zu werden, Soldat zu werden.

Schlesien war Teil der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, bis Friedrich II. von Preußen (1712—1786), auch Friedrich der Große genannt, große Teile von Schlesien von der jungen österreichischen Kaiserin Maria Theresia eroberte. Friedrich der Große wurde angetrieben von einem Männlichkeitsideal, welches später auch den deutschen Nationalsozialismus prägte. Friedrich war ein weiches Kind, und als Jugendlicher war er mehr an Musik und Philosophy interessiert als an Kriegskunst. Das brachte seinen Vater dazu, ihn mit den grausamsten Mitteln der Demütigung zu erziehen, in der Hoffnung, seinen Sohn „hart“ zu machen. Dieses Ziel erreichte er leider auch — sobald der Vater gestorben war und Friedrich König war, wurde er eher ein Kriegskönig als ein Friedenskönig.

Später, im Nationalsozialismus, war das Motto von Männlichkeit brutal, „Flink wie Windhunde, zäh wie Leder, hart wie Kruppstahl“. Adolf Hitler glaubte an „das Recht des Stärkeren“, mehr noch, er dachte, dass es nicht nur das Recht der Stärkeren sei, zu herrschen, sondern sogar ihre Pflicht, und dass die Schwachen es verdienten, unterzugehen. Dazu gehörte auch das deutsche Volk selbst. Dies waren seine Worte: „Wenn mein eigenes Volk an einer solchen Prüfung zerbrechen würde, könnte ich darüber dann keine Träne weinen, es hätte nichts anderes verdient. Das würde sein eigenes Schicksal sein, das es sich selbst zuzuschreiben hat“.¹

Ich habe mich immer gewundert, warum mein Vater gegen dieses Männlichkeitsbild, das den Wettkampf um Dominanz und Kontrolle verherrlicht, immer immun war, im Gegensatz zu den meisten anderen, selbst in heutigen Zeiten.

Jahrzehntelang wusste ich, dass ich eines Tages ein Buch über meinen Vater schreiben musste und darüber, wie mein Leben aus seinen Traumata erwuchs. Ich habe viele Interviews mit ihm geführt — auf Video aufgezeichnet über einen Zeitraum von zehn Jahren, von 2002 bis 2011. Nach

2011 fühlte er sich nicht mehr in der Lage, über seine traumatische Vergangenheit zu sprechen. Ein kurzes Zeitfenster öffnete sich allerdings noch einmal nachdem meine Mutter im Dezember 2018 starb — ich konnte fast täglich mit ihm über das Buch sprechen, das ich über ihn schreiben möchte. Ab 2020 wurde er schwächer und ab Mitte 2021 konnte er keine tieferen Gespräche mehr führen. Am 3. Mai 2022 starb er, 96 Jahre alt.

Das Buch ist als Sachbuch über meine Beziehung zu meinem Vater gedacht und die Lehren, die ich aus seinen Erfahrungen nicht nur für mich selbst, sondern auch im Allgemeinen lernen konnte. Seine Art, aus unvorstellbaren Kriegs- und Vertreibungserfahrungen ein würdiges und sinnvolles Leben für sich und seine Familie aufzubauen, ist nicht nur bewundernswert, sondern kann auch andere inspirieren. Es lassen sich sogar Lehren daraus ziehen, wie eine menschenwürdige Zukunft für künftige Generationen auf diesem Planeten gestaltet werden kann und soll.

Es gibt viele Gründe, warum mein Vater gegen ein Männlichkeitsideal immun war, das auf Dominanz und Kontrolle aufbaut. Ich werde nie seine Geschichten über seine Beziehungen zu den Menschen und Tieren auf dem Bauernhof in Schlesien vergessen, auf dem er aufwuchs, und den er geerbt hätte, wäre nicht der Krieg gekommen. Er erzählte oft von seinen Pferden, und wie er sich weigerte, sie durch Schläge zur Arbeit zu zwingen. Er setzte auf Dialog mit ihnen, was dazu führte, dass seine Pferde ihm vertrauten und treu für ihn arbeiteten, viel besser als es bei seinem Nachbarn der Fall war. Der Nachbar schlug seine Tiere und wurde immer wieder von ihnen im Stich gelassen, mit dem Resultat, dass er immer härteren Zwang aufwenden musste, um überhaupt etwas zu erreichen.

Auch später in seinem Leben ging mein Vater auf dieselbe respektvolle Weise mit anderen um, nicht nur mit Tieren, auch mit Menschen. Das Ergebnis war immer beeindruckend, in allen Bereichen. Nach dem Krieg, als mein Vater Lehrer war, staunten seine Kollegen über seine Unterrichtsmethoden und die gute Disziplin, die er ohne Zwang in seiner Klasse erreichte. Nicht zuletzt meine gute Beziehung zu meinem Vater, und meine Hochachtung für ihn, baut auf dem liebevollen Respekt auf, den er allen Kreaturen erweist. Als er noch den Garten umgraben konnte, sprach er mit den Regenwürmern!

Am Weihnachtsabend des Jahres 2018 erklärte er mir noch einen anderen wichtigen Grund, der es ihm erleichterte, sich schon als Kind und Jugendlicher anders zu verhalten als die meisten anderen seines Alters. Da die Landwirtschaft die Bevölkerung mit Lebensmitteln versorgte, brauchten alle, die dort beschäftigt waren, nicht Mitglied der Hitlerjugend zu werden. Dies führte dazu — so erklärte er mir — dass er weniger der allgemeinen Gehirnwäsche ausgesetzt war als seine Altersgenossen.

2019 erzählte er mir viele andere Details über sich, die ich vorher nicht kannte. Er erzählte, wie er sich als Elfjähriger in der Schule weigerte, den Hitlergruß auszuführen. Ein Lehrer, der ein Nazi-Anhänger war, forderte alle Schüler auf, aufzustehen und den rechten Arm zu heben. Mein Vater war einer der wenigen, die sitzen blieben (auch einige Mädchen blieben sitzen). Dafür wurde er von seinen Kameraden systematisch ausgegrenzt, ignoriert und attackiert. Aber da er sehr gut in Mathematik war, wollten seine Mitschüler trotzdem weiter seine Ergebnisse abschreiben. Mein Vater hatte eigentlich keine Zeit für irgendwelche Schulaufgaben, weil er nach der Schule als Bauernkind hart arbeitete, aber trotzdem hatte er jeden Morgen die richtigen Antworten in seinem Heft. Was er also tat, war sein Heft auf den Pult zu legen und dann wegzugehen, damit seine Klassenkameraden alles abschreiben und ohne Dankeschön wieder gehen konnten.

Das ist auf den Punkt gebracht mein Vater: Er setzte seine Unterstützung fort, auch wenn er nichts zurückbekommt. Andere hätten sich geweigert, solch feindseligen Kameraden Zugang zu ihren Ergebnissen zu gewähren. Mein Vater hatte ein weites und liebendes Herz, voller Verständnis für menschliche Schwächen und Begrenztheiten. Sein Lebensweg hat gezeigt, dass ihm das langfristig besser diente als kurzsichtiges Vergeltungskalkül.

Als der Zweite Weltkrieg begann, wurden zuerst seine beiden geliebten älteren Brüder in den Wehrdienst Hitler-Deutschlands eingezogen. Am 28. Oktober 1943, da war er 17 Jahre alt, bekam

auch er die Einberufung. Er war an dem Punkt nicht nur ein Gegner der Nazi-Ideologie, sondern sah auch schon die Aussichtslosigkeit des Krieges. Er hatte die Wahl, so berichtet er, Soldat zu werden oder erschossen zu werden, oder verhaftet und in ein Konzentrationslager geschickt zu werden. Er bedauerte sehr, dass er im Februar geboren wurde und nicht später im Jahr, denn so wurde er direkt, an die Front in der Normandie geschickt. Wäre er ein paar Monate jünger gewesen, wäre er erst im Frühjahr 1944 eingezogen worden und vielleicht zu seinem geliebten Bruder geschickt worden, der unter General Rommel in Nordafrika und später in Italien Soldat war.

Im Mai 1944 erfuhr er zu seinem Entsetzen, dass dieser geliebte Bruder in Italien gefallen war. Später wurde auch der andere Bruder in Russland vermisst gemeldet. Als einer der Enkelsöhne meines Vaters seinen 18. Geburtstag hatte, erzählte mein Vater uns wie er seinen 18. Geburtstag an der Front in der Normandie erlebt hatte — niemand wusste, dass er Geburtstag hatte, er lehnte nur seinen Kopf gegen ein Pferd und weinte. Er war für die Pferde zuständig, was ihn davor bewahrte, auf Menschen schießen zu müssen. Die Pferde waren seine Freunde.

Am 6. Juni 1944 erlebte er, tieftraumatisiert wie er war, die Landung der Alliierten in der Normandie, also den D-Day. Bis zuletzt lebte er ganz in seiner Erinnerung an diese Zeit, als sei es immer noch 1944 und 1945 — er durchlebte jeden Kriegstag, von Datum zu Datum. Er sagte: „Ich bin gar nicht hier, ich bin in der Normandie“. Er beschrieb, wie er nach der Landung der Alliierten aus seinem Deckungsloch herauskroch, nur Leichen um sich herum sah, und sich auf den Boden warf und weinte. Ich hörte ihn oft im Schlaf stöhnen, als ich ihn pflegte, auch nachts — manchmal hörte er eine Stimme, erklärte er mir, die Stimme eines gleichaltrigen Jugendlichen, der neben ihm auf dem Boden lag und bettelte: „Kamerad, ich will nicht sterben!“ während das Gehirn aber schon aus seinem Kopf herausquoll.

Nachdem er die Invasion der Alliierten in der Normandie überlebt hatte, und mutig zu vermeiden, in Kriegsgefangenschaft zu geraten (später kam er zu dem Schluss, dass es dumm war, dies zu tun), wurde er als Besatzungssoldat nach Arnheim in die Niederlande beordert. Er war Teil einer Artillerie Einheit mit schweren 15 cm Haubitzen, wo er wieder nicht schießen musste, denn er war verantwortlich für ein Karriol, mit dem er Essen an die vorgeschobenen Beobachterposten bringen musste. (Sein Karriol war ein Wagen mit zwei Rädern und zwei Deichseln, der von einem Pferd gezogen wurde.) Für ihn war jeder Mensch ein Mitmensch, niemand ein Feind, und so schloss er Freundschaften mit den Einheimischen. Diese waren vor dem Krieg aufs Land geflohen und baten ihn, ihnen zu helfen, zum Beispiel, indem er Gegenstände aus ihren Häusern in der Stadt holte, um sie ihnen zu bringen. Auf seinem Karriol transportierte er also heimlich die Gegenstände seiner Freunde. Seine Freundschaft mit den Einheimischen war so gut, dass er sogar einmal zu einer Hochzeit eingeladen wurde.

Leider erfuhr sein Vorgesetzter davon und befahl ihm, „in voller Montur“ zu ihm zu kommen, um ihn zu bestrafen. Er hätte meinen Vater wegen „Fraternisierung“ erschießen lassen oder in ein Konzentrationslager schicken können, aber dieser Vorgesetzte rügte meinen Vater nur und sagte ihm, er habe sich „wie ein Untergefreiter benommen“, was der niedrigste Rang war (der Rang meines Vaters war Gefreiter). Dieser Vorgesetzte habe das Vorgehen meines Vaters im Grunde verstanden, erinnerte sich mein Vater, er sei kein Nazi gewesen — dafür habe mein Vater ein Gespür gehabt, obwohl in seinem Teil der Truppe nicht über Nazi-Ideologie gesprochen wurde. (Es war in anderen Zusammenhängen, dass mein Vater Probleme hatte, zum Beispiel wegen seiner Nase, da sie in ihrer Form dem antisemitischen Stereotyp einer jüdischen Nase ähnelte). Dieser Vorgesetzte mochte meinen Vater auch wegen der sachkundigen Pflege der Pferde. Die Strafe für meinen Vater war deshalb sehr hart, er wurde von seinen geliebten Pferden weggenommen und musste mit den Kanonieren die Geschütze bedienen.

Bald jedoch wurde die Einheit von Arnheim nach Aachen gebracht und Sylvester 1944/45 von dort per Zug nach Krakau an die Ostfront verfrachtet. Dort fand mein Vater sich wieder als Kanonier an den Geschützen wieder, dieses Mal in einer 12,5 cm Artillerie Einheit. Die Stellung, in der er stationiert war, lag zufällig in der Nähe von Auschwitz, ohne dass er wusste, was das

bedeutete. Ohne zu verstehen, was er sah, wurde er aus der Ferne Zeuge des Todesmarsches von Auschwitz. Er traute seinen Augen nicht, als er sah, wie erschöpfte Menschen einfach mit Genickschuss erschossen wurden und mit dem Stiefel in den Straßengraben geschoben wurden. Das war der Tropfen, der für ihn das Fass vollends zum Überlaufen brachte, es war der schlimmste Moment in seinem Leben, so sagt er. Seither war es ihm unmöglich, sich als Deutscher zu bezeichnen, obwohl er einen deutschen Pass besaß und Deutsch sprach, wenn auch den schlesischen Dialekt. An diesem Punkt begann er zu sagen: „Ich bin Schlesier, ich bin nicht Deutscher. Deutschland hat mein Leben zerstört, Hitler hat mich vergewaltigt“.

General Ferdinand Schörner war sein oberster Dienstherr in dieser Phase, er war Oberbefehlshaber der Heeresgruppe A. General Schörner führte die ihm unterstellten Truppen mit äußerster Brutalität, mit zahllosen Todesurteilen gegen seine eigenen Wehrmachtssoldaten. Selbst versperrte Soldaten wurden schon wegen nichtiger Anlässe zum Tode verurteilt. Deserteure wurden am nächsten Baum aufgeknüpft, mit einem Schild um den Hals mit der Aufschrift: „Ich bin ein Deserteur. Ich habe mich geweigert, deutsche Frauen und Kinder zu beschützen, und bin deshalb aufgehängt worden“. Schörners Motto war, der Soldat müsse „mehr Angst im Rücken, als von vorne“ haben.

Die Einheit meines Vaters wurde bald von russischen Truppen eingekesselt. Er berichtete, dass es nur möglich war, zu Fuß aus dem Kessel zu fliehen, unter Zurücklassung der Geschütze. Ihm gelang eine mutige und fast tödliche Flucht — während seine Kameraden erschöpft und übermüdet eingeschlafen waren. Er hielt sich an einem Geschützwagen fest, schlief im Stehen, und konnte dadurch erkennen, wann es möglich war, zu fliehen. Im richtigen Moment rannte er über eine Anhöhe aus dem Kessel heraus, mitten im gegnerischen Scharfschützenfeuer. Der junge Mann, der vor ihm über den Hügel rannte, wurde erschossen — mein Vater berechnete, dass der Scharfschütze seine Waffe nachladen musste und nutzte diesen kurzen Moment, um sich in Sicherheit zu bringen. Wieder, so berichtete er uns, warf er sich auf den Boden und weinte, in völliger Erschöpfung und Verzweiflung. Alle anderen, die eingeschlafen waren, endeten als russische Kriegsgefangene.

Nach dieser Qual wurde er bei einer Infanterie Einheit aufgenommen. Es wurde ihm befohlen, sich in einem Waldgebiet mit einem Gewehr hinzulegen, das er nicht bedienen konnte, umgeben von unbekanntem Geräuschen. Er wusste nicht, wann er fliehen konnte ohne von hinten als Deserteur erschossen zu werden. Plötzlich bekam er einen Durchschuss im linken Unterarm, band den Arm ab, und von da ab erinnerte er sich nicht mehr, wie er nach Glatz in das Luftwaffenlazarett kam. Dort wurde der Arm so hastig und notdürftig amputiert, dass der nackte Knochen heraussteckte. Von Glatz aus wurde er in einem Lazarettzug nach Stollberg gebracht, wo er weiter behandelt wurde, bis wenige Tage der Krieg später vorbei war und russische Soldaten begannen, das Gebiet zu besetzen. Wer laufen konnte, wurde aus dem Lazarett entlassen, und sollte „nach Hause“ gehen, während alle anderen in russische Gefangenschaft kamen.

Mein Vater verlor also seinen Arm nur 42 Tage vor Ende des Krieges am 8. Mai 1945. Er wurde am 26. Juni 1945 aus dem Lazarett entlassen und versuchte nach Hause zu gehen, in sein Heimatdorf in Schlesien. Mit seinem unvollständig amputierten Arm wanderte er 200 Kilometer von Stollberg bis nach Reichenbach bei Görlitz, wo er, zu seinem großen Entsetzen seine Familie zufällig in einem Lager fand. Er erfuhr, dass seine Familie aus Schlesien in westliche Richtung über die Oder-Neiße Grenze vertrieben worden war. In dem Lager waren seine Eltern und fünf seiner Geschwister — nur die älteren beiden Brüder fehlten, da sie schon im Krieg geblieben waren, und die älteste Schwester, die man in Belgien vermutete.

Russland hatte Millionen von Menschen verloren, um Nazideutschland zu besiegen. Im Potsdamer Abkommen vom 26. Juli 1945 wurde Schlesien Deutschland weggenommen und Polen übergeben, als Entschädigung dafür, dass der russische Herrscher Josef Stalin den östlichen Teil Polens bekam. Polen wurde sozusagen nach Westen verschoben. Millionen von Schlesiern wurden in den folgenden Jahren aus ihrer Heimat vertrieben, wie auch aus den anderen ehemaligen Ostgebieten, Ostpreußen und Pommern. Ihnen wurde befohlen, ihre Häuser intakt zu hinterlassen,

ohne etwas zu zerstören, damit die aus dem östlichen Teil ihres Landes vertriebenen Polen einziehen konnten.

Auf die Frage, wie mein Vater sich damals fühlte, antwortete er immer, dass er dankbar gewesen sei, noch seine Beine zu haben und nicht blind zu sein, wie andere Kriegsversehrte, die neben ihm im Lazarett gelegen hatten. Außerdem sei es für ihn eine große Freude gewesen, dass sein fehlender Arm ihm half, seine Familie zu ernähren, da er viel Butter und Eier von den Bauern bekam, wenn er betteln ging. Das war mein Vater: Er sah immer das Positive und er wollte nur Liebe und Unterstützung geben.

Mein Vater war froh, dass er nie in einer Situation war, in der man von ihm verlangte, mit eigener Hand auf einen Menschen zu schießen. Das hielt ihn jedoch nicht davon ab, in den kommenden Jahrzehnten durch intensives Studium der Geschichtsbücher die kollektive Schuld des deutschen Volkes auch auf seine Schultern zu laden. Jahrzehntelang lächelte er kaum und schwieg die meiste Zeit. Nur durch beharrliches, tiefes Gebet konnte er verhindern, unter der Last des Undenkbaren, das in deutschem Namen geschehen war, zusammenzubrechen. Dies war mein Vater: Er nutzte jede Gelegenheit, die es ihm ermöglichte, sich nicht am Kriegsgeschehen zu beteiligen, nahm aber dennoch später eine Schuld auf sich, deren Ausmaß er als 17-jähriger Bauernjunge noch nicht hatte übersehen können. Später als Lehrer, half er allen Schülern, die den Wehrdienst verweigern wollten, bei der Formulierung ihrer Gründe.

Alle Vertriebenen die 1945 nach Görlitz vertrieben worden waren, hofften zunächst, dass die Abschiebung nur ein Gerücht sei und sie bald in ihre Heimat zurückkehren könnten. Im Herbst 1945 kam tatsächlich ein offizieller Aufruf zur Rückkehr aus Polen, um die Ernte, die sonst auf den Feldern verrottet wäre, für die Polen einzubringen. Der Vater meines Vaters und eine Schwester folgten dieser Einladung, und der Rest der Familie schlich sich danach heimlich in einen leeren Güterzug, um die Grenze zu überqueren und dann zu Fuß nach Hause zu gehen. Sie fanden ihren Hof zerstört vor, die Kühe waren im Stall bei lebendigem Leib verbrannt. Das Haus eines Nachbarn in Oberdorf war jedoch noch intakt und leer, und dort suchten sie Unterschlupf.

Im Februar 1946 gelang es meinem Vater, in ein Krankenhaus in Helmstedt in der britischen Besatzungszone zu fahren, fast fünfhundert Kilometer westlich von Schlesien, um sich nachamputieren zu lassen. Er musste dies heimlich tun, „schwarz“, indem er sich im Zug versteckte. Er wäre fast im Krankenhaus gestorben, weil man ihm zu viele Narkosemittel gegeben hat. Als er in sein Heimatdorf in Schlesien zurückkehrte, wieder „schwarz“, verdächtigte ihn der dortige neue polnische Bürgermeister zunächst der Spionage, bereit, ihn zu erschießen. Zum Glück sprach der Bürgermeister jedoch genug Deutsch, um die Erklärung für den Grund dieser Reise zu verstehen, und erschoss ihn nicht. Mein Vater hatte also das Glück, zweimal im Laufe von ein paar Wochen zu überleben.

Im Juli/August 1946 wurde die Familie dann endgültig ausgewiesen. Alle wurden in einen offenen Güterzug verladen und abtransportiert, ohne zu wissen, wohin sie gebracht werden würden. Manche Züge gingen nach Sibirien, andere in das, was später zum kommunistischen Ostdeutschland wurde. Glücklicherweise fuhr der Zug meines Vaters und seiner Familie direkt nach Friedland in der britischen Zone, die später zu Westdeutschland gehören sollte.

Die Übereinkommen von Potsdam sahen Aufnahmequoten für die einzelnen Besatzungszonen vor und nach ein paar Wochen im Lager in Friedland wurde die Familie meines Vaters mit dem Zug in einen kleinen landwirtschaftlichen Ort gebracht, wo sie „ausgestellt wurden wie auf einem Sklavenmarkt“, wie sich mein Vater erinnerte. Der Bürgermeister eines kleinen Dorfes bei Hameln in Niedersachsen, war mit seinem Trecker und Anhänger vor Ort und wählte die Familie meines Vaters aus. Zuerst brachte er seine Neuankömmlinge in einem Kuhstall unter und dann wurde eine ältere Frau gebeten, aus ihrem Haus auszuziehen, so dass die Familie meines Vaters dort einziehen konnte. Sie waren acht Personen, mein Vater mit seinen Eltern, seine drei jüngeren Brüder und zwei jüngere Schwestern.

Schon am nächsten Tag ging meines Vaters Vater zum Nachbarbauern, um zu arbeiten, damit die Familie etwas zu Essen bekam. Sie hatten nichts, weder Nahrung noch Geld. Später begannen auch seine Brüder und eine Schwester bei Bauern zu arbeiten, um Kartoffeln, Milch, Eier, und Mehl zu bekommen.

Mein Vater war der Einzige unter seinen Geschwistern, der nicht auf dem Feld arbeiten konnte, da er nur einen Arm hatte. Seine Lage war damit doppelt so schwierig wie die der anderen Vertriebenen. Einmal gab er zu verstehen, dass er oft nachts in den nahegelegenen Wald ging und den Berg hochlief, nur um seinem Leben nicht ein Ende zu setzen.

Mein Vater war Teil von Millionen von Vertriebenen aus dem Osten, die all ihrer Habseligkeiten beraubt westwärts in die Überreste Deutschlands transportiert wurden, in Gebiete, die selbst in Trümmern lagen. Diese Vertriebenen waren nicht willkommen, sie wurden oft mit Demütigungen empfangen. Sie wurden „arme Flüchtlingsschweine“ genannt, oder, noch schlimmer, „schmutzige Polacken“, weil viele Menschen im Westen den „Osten“ mit Slawen gleichsetzten. „Polack“ genannt zu werden, stellte eine besonders schwere Beleidigung dar, insbesondere von denjenigen und für diejenigen unter denen, die nach dem Sturz des Nazi-Regimes immer noch an den nationalsozialistischen Rassenranglisten festhielten — die Nazis hatten schließlich Menschen, die slawische Sprachen sprachen, als rassistisch am niedrigsten in Europa eingestuft, als Untermenschen. Der folgende Text spiegelt die Situation wider, eine Situation, über die zu sprechen bis vor kurzem mehr oder wenig tabu war:

Wer glaubt, für Fremdenfeindlichkeit brauche es Menschen aus fremden Ländern, irrt. Nach dem verlorenen Krieg drängten sich Millionen Flüchtlinge und Vertriebene aus den deutschen Ostgebieten in Rest-Deutschland. Heute gilt ihre Aufnahme als vorbildlich — doch in Wahrheit schlugen ihnen damals Hass und Verachtung entgegen und der offen ausgesprochene Gedanke, nicht nach Westdeutschland, sondern nach Auschwitz zu gehören.²

Eine liebe frühere einheimische Nachbarin las diesen Text und schrieb mir danach: „Ich glaube, dass die unfreundliche Aufnahme der Flüchtlinge von der hiesigen Bevölkerung damit zusammenhing, dass alle sich eingestehen mussten, von Hitler getäuscht worden zu sein, den man doch gewählt und zugejubelt hatte“. Sie schrieb weiter, „Es ist äußerst interessant, wie Du Deinen Lebensverlauf mit dem Deines Vaters verknüpfst — in meiner Familie wurde sich über solche Zusammenhänge kaum Gedanken gemacht. Es waren immer praktische Arbeiten wie die Viehversorgung, die vordergründig waren“.³

Die Eltern und Geschwister meines Vaters hatten glücklicherweise irgendwie sein Schulzeugnis von 1943 aus Lauban in Schlesien gerettet. Die Verwaltung in Niedersachsen war daraufhin in der Lage, ihm Wege aufzuzeigen. Er wurde 1947 eingeladen in Echem in Niedersachsen an einem Lehrgang für junge Kriegsversehrte teilnehmen, der zum Ziel hatte, herauszufinden, welche Eignungen die Teilnehmer hatten, und in welcher Weise die Fürsorgestelle ihre Ausbildung unterstützen konnte. Meinem Vater wurde empfohlen, Berufsschullehrer zu werden, er bekam 70 Mark pro Monat und die Studiengebühren ersetzt. Er musste alle seine Zeugnisse bei dieser Stelle einreichen — von 1948 bis 1949. Trotz seiner Behinderung und trotz der Demütigungen, die er dadurch erlitt, waren seine Zensuren außerordentlich gut. Seine guten Ergebnisse ermöglichten es, dass er in der Folge die Höhere Landbauschule und danach die Pädagogische Hochschule zu besuchen durfte.

Die Demütigungen, denen er auch in den folgenden Jahrzehnten ausgesetzt war, waren vielfältig und hatten viele Ursachen. In den Augen vieler Menschen, denen er begegnete, ordnete sein sichtbar fehlender Arm ihn in die Kategorie der von ihm verachteten Nazi-Täter ein. Nicht nur war der Anblick eines Invaliden aus einem verlorenen Krieg unerwünscht für diejenigen unter der älteren Generation, die den Krieg gerne gewonnen hätten, auf der anderen Seite waren jüngere kritische Linke, die die deutsche Geschichte nicht ausreichend kannten, und die ihn verhöhnten mit

den Worten: „Du bist selbst schuld, warum bist du in diesen Krieg gegangen?“ In der Schule halfen ihm die Kollegen nicht, wenn er mit einem Arm eine Tür nicht öffnen konnte, während er Bücher trug.

So kam für meinen Vater zu den existenziellen Verletzungen, Traumata und Verlusten während des Krieges noch die Demütigung der Nachkriegszeit hinzu — ehemalige Nazis sahen in ihm den Verlust deutscher Ehre oder sie betrachteten ihn als polnischen Untermenschen, während junge kritische „68er“ ihm selbst die Schuld für seine Behinderung gaben. Über all dieses Leiden konnte er nicht sprechen, weil das Thema in der deutschen Bevölkerung mit Schweigen aufgenommen wurde. Abgesehen davon wollte mein Vater auch bewusst nicht darüber sprechen, weil sein Leiden angesichts der unsäglichen Qualen, die Deutsche anderen zugefügt hatten, unbedeutend erschien.

Während mein Vater studierte, um Lehrer zu werden, arbeitete einer seiner Brüder in einem Nachbardorf bei einem Bauern, dessen Nachbar auch Vertriebene beherbergte. Dort lebte ein Ehepaar mit einer jungen Frau im heiratsfähigen Alter. Sie wurde die Frau meines Vaters und meine Mutter.

Kurz nachdem meine Eltern im August 1953 geheiratet hatten, wurde mein Vater mit seinem Studium fertig und es kam der nächste Schock, nämlich die Arbeitslosigkeit. Meine Mutter weinte nur, so berichtete sie später. Eine Lehrerstelle, die ihm versprochen worden war, bekam ein anderer, und da auch die Zahlen der Schüler für die landwirtschaftliche Berufsschule zurückgingen, konnte er nicht als landwirtschaftlicher Berufsschullehrer eingesetzt werden.

Nach einer Zusatzausbildung unterrichtete er schließlich den Rest seines Berufslebens bis zu seiner Pensionierung an einer gewerblichen Berufsschule, an der Eugen-Reintjes-Schule in Hameln.

Wie mein Weg aus dem meines Vaters erwuchs

Ich wurde 1954 geboren. Ich hatte einen Vater, der ein unwillkommener Vertriebener war, nachdem er seine geliebte Heimat Schlesien verloren hatte, ohne Hoffnung auf Rückkehr, der einen geliebten Bruder in den Kriegshandlungen in Italien und den anderen an der Ostfront verloren hatte, und seinen Vater, der bald nach dem Krieg aus Kummer über seinen verlorenen Hof starb. Mein Vater hatte sogar einen Teil seines Körpers verloren, einen Arm.

Nachdem er die im Namen Deutschlands begangenen Gräueltaten gesehen hatte, verlor er auch sein Zugehörigkeitsgefühl zu irgendeiner deutschen Identität. Bis zu seinem letzten Tag würde mein Vater sagen: „Ich bin Schlesier, ich bin nicht Deutscher. Deutschland hat mein Leben zerstört, Hitler hat mich vergewaltigt“.

Als ich Kind war, erinnere ich, dass er still und in sich gekehrt war, dass er im Morgengrauen über Geschichtsbüchern saß, um zu versuchen, die schreckliche deutsche Geschichte und Entwicklung zu ergründen und zu verstehen, was ihn dazu veranlasste, sich mit allem, was in seiner Macht stand dagegen zu wehren. Er wollte sein eigenes Schicksal verarbeiten, in das er hineingeworfen wurde in einem Alter, in dem er die größeren Zusammenhänge noch nicht durchschauen konnte, geschweige denn rechtfertigen, warum er Widerstand leistete. Es hat mich geprägt, dass Namen wie Dietrich Bonhoeffer für ihn zentral wurden. Nachmittags grub er mit seinem einen Arm den Garten um. Er hatte eine Prothese, die konnte er jedoch wegen Schmerzen nicht tragen, sie behinderte ihn nur noch mehr. Die Prothesentechnik war zu seiner Zeit noch nicht weit genug entwickelt.

Es gab keinen Fernseher im Haus als ich aufwuchs und das Internet war noch viele Jahrzehnte entfernt. Als Lehrer hatte mein Vater jedoch Zugriff auf eine Filmvorführmaschine und auf Zelluloidfilme, die im Schulunterricht verwendet wurden. In den Schulferien machte er sich die Mühe, diese schwere Maschine und einige der Filme in das Dorf zu bringen, in dem meine Familie lebte, und das trotz der Behinderung, dass er nur einen Arm hatte und kein Auto. Es waren zutiefst zum Nachdenken anregende Filme, die mein ganzes Leben tief beeinflussten.⁴

Viele Jahrzehnte später kam ich zurück zu meinem Vater, um ihn direkt zu interviewen, und zu lernen, durch seine Augen zu sehen, wie es dem Nazi-Regime möglich war, die Macht in Deutschland zu übernehmen. Mein Ziel war es, ein Gefühl für diese historische Tragödie zu bekommen, als hätte ich sie persönlich erlebt.

Trotz seiner körperlichen Behinderung war mein Vater psychisch der stärkste in der Familie — er war in gewisser Weise Mutter und Vater zusammen. Meine Mutter, auch sie durch Krieg und Vertreibung zutiefst traumatisiert, war wie sein erstes Kind, noch vor mir und meinen beiden jüngeren Geschwistern.

Mein Vater las auch täglich in der Bibel. Überall auf der Welt neigen entwurzelte Menschen dazu, Zuflucht vor ihrem Leiden im religiösen Glauben zu suchen, und meine Familie war nicht ausgenommen — wenn es auf der Erde keine Würde gibt, kann sie zumindest der Himmel bieten. Was zur Behebung primärer Kriegsschäden gedacht war, führte jedoch leider zu sekundären und tertiären Kriegsschäden. Es entstanden vier Gruppen in der Familie, die sich gegenseitig verletzten, teilweise tief und existentiell. An einem Ende des Spektrums tauchte eine dogmatische religiöse Gruppe auf, in der Mitte war eine etwas weniger dogmatische religiöse Gruppe, gefolgt von einer noch gemäßigeren Gruppe, mit einer eher neutralen Gruppe am anderen Ende des Spektrums.

Die erste Gruppe entstand in Bayern. Die älteste Schwester meines Vaters war im Krieg Nachrichtenhelferin in Belgien gewesen, und als die amerikanischen Truppen gegen Ende des Krieges in Belgien anrückten, arbeitete sie bei ihnen und folgte ihnen in die amerikanische Zone in Bayern. Nach dem Krieg war ihr Verbleib dem Rest der Familie zuerst unbekannt, 1946 suchte sie jedoch ihre Familie mit Hilfe des Roten Kreuzes und machte sie im Norden Deutschlands ausfindig. Sie holte eine ihrer Schwestern zu sich nach Bayern, später folgten drei weitere Geschwister und die Mutter meines Vaters.

Die älteste Schwester fand für die jüngere eine Unterkunft im Haus von Zeugen Jehovas, eine Wahl, die sie später bitter bereute, denn drei Geschwister und die Mutter wurden erfolgreich in diese Sekte rekrutiert. Diese Geschwister bildeten die erste Gruppe, was letztlich den Bruch mit dem Rest der Familie bedeutete. Ich erinnere mich an den Besuch einer Schwester meines Vaters mit ihrer Familie, die den weiten Weg von Bayern zu meinen Eltern nach Norddeutschland machte, um uns für die Sekte der Zeugen Jehovas zu werben. Nachdem dieser Versuch fehlgeschlagen war, gab es kaum noch Kontakt. Dadurch verstärkten sich die Verluste, die mein Vater durch Krieg und Vertreibung erlitten hatte.

Meine Eltern bildeten die zweite Gruppe. Vor meiner Geburt hatten meine Eltern sich in einer so genannten Zeltmission bekehren lassen und verstanden sich als wiedergeborene Christen, was meine Mutter jedoch dogmatischer auslegte als mein Vater.

Als Kind und Jugendliche formte ich die dritte Gruppe, allein, was mich in eine extrem schwierige Lage brachte. Das Ergebnis war meine psychosoziale „Vertreibung“ in extreme Isolation, sowohl innerhalb meiner Familie als auch außerhalb — ich war nicht nur aus der Menschheit, sondern auch aus dem Reich Gottes verstoßen, so war mein Selbstbild. Nur auf dem Friedhof fühlte ich mich zu einem gewissen Grad zu Hause, obwohl mir klar war, dass selbst Selbstmord kein Ausweg sein würde, da ich auch nach dem Tod von Gott verstoßen bleiben würde. Man könnte diese Pein als tertiäre Kriegsverletzung bezeichnen. Ich überlebte meine Kindheit und Jugendzeit nur mit außerordentlichem Durchhaltewillen. Ein wichtiger Faktor war, dass mein Vater den Kontakt zu mir trotz allem nicht abreißen ließ, sondern eine Rettungsleine zu mir hielt, obwohl er Teil der „mittleren Gruppe“ war.

Woher komme ich also? Komme ich aus Schlesien? Komme ich aus Niedersachsen? Nein. Komme ich aus Polen? Nein. Komme ich aus Deutschland? Nein. Ich komme aus der Vertreibung, aus der Vertreibung meiner Eltern aus ihrer Heimat und aus meiner ganz persönlichen Erfahrung psychosozialer religiöser Vertreibung. Ich komme aus den Geschichten, die mein Vater über seinen verlorenen Bauernhof erzählte, über seine verlorenen Ländereien und Wälder — bis zum letzten Tag sehnte er sich danach, „nach Hause“ zu gehen. In seiner Fantasie beging er seine Ländereien

jeden Abend zusammen mit seinen geliebten Brüdern. Wo komme ich also her? Ich komme aus dem tiefen Bewusstsein, dass nichts sicher ist, dass Krieg scheinbar Sicheres im Handumdrehen zerstören kann. Ich komme aus mehreren generationenübergreifenden Erfahrungen der Demütigung, ich komme aus einer Familie, die, als ich jung war, von manchen als Untermenschen angesehen wurde, ich komme aus dem Gefühl, dass ich nirgendwo hingehöre, dass ich kein „Recht auf Rückkehr“ habe, kein Teil der Menschheit bin.

Ich komme aus grenzenloser Trauer über eine Welt, in der das Kämpfen um Dominanz idealisiert wird und gegenseitige Fürsorge wenig zählt, in der wir, die Menschheit, unsere Energie, Begeisterungsfähigkeit, und Kreativität verschwenden, indem wir gegeneinander und gegen die Natur kämpfen. Ich komme aus einer tiefen Sehnsucht nach Zugehörigkeit, nach Zugehörigkeit zu Menschen, die mit Ehrfurcht, Bewunderung und liebevoller Zärtlichkeit auf diesen Planeten blicken, Menschen, die sich weigern, für Geld oder Selbstgerechtigkeit zu leben, Menschen, die für die Freude leben, die daraus entsteht, unsere existenzielle Verbundenheit mit allem Leben zu sehen, zu fördern, und wertzuschätzen.

Nach dem Abitur setzte ich die geografische Vertreibung meiner Familie fort — so könnte man es nennen —, nämlich, indem ich hinaus in die Welt zog. Viele Jahre lang, bis ich ungefähr 45 Jahre alt war, hatte ich nicht das Gefühl, ein „legitimes“ menschliches Wesen zu sein, einen legitimen Platz als Mitglied der Menschheit zu haben. Das Ausbleiben von eigenen Kindern und eine chronische Krankheit verstärkten dieses Gefühl. Erst als ich mehr als 25 Jahre lang global gelebt hatte, verwandelte sich mein Gefühl „nirgendwo“ dazuzugehören langsam in ein „überall“ dazugehören.

Besonders Norwegen wurde wichtig für mich. Ich kam zum ersten Mal nach Norwegen im Jahr 1977 und war später für einige Jahre mit einem Norweger verheiratet. Ich erkannte, dass das norwegische Kulturerbe von *likeverd* (Gleichwürdigkeit) und *dugnad* (gemeinschaftlicher Verantwortung) — sowohl in Form lokaler als auch globaler Verantwortung (siehe Nansen-Pass) — meine Heimat ist. Dieses kulturelle Erbe ist aus meiner Sicht wertvoller als alles Öl, das Norwegen besitzt. Die Werte von *likeverd* und *dugnad* spiegeln das Motto der Französischen Revolution wider — *liberté, égalité, fraternité* —, ein Motto, das sich auch in den Idealen der Menschenrechte ausdrückt.

Auf die Frage: „Woher kommst du?“ antworte ich heute: „Ich komme vom Planeten Erde, wie du“. Auf die Frage: „Was ist deine Religion?“ vermeide ich es, mit meiner Antwort „wir-sie“-Spaltungen zu schaffen. Ich versuche, eine Antwort zu geben, der sich weise Menschen aller Glaubensrichtungen anschließen können, seien sie religiös, antireligiös oder irgendwo dazwischen. Ich sage: „Meine Religion ist Liebe, Demut und Ehrfurcht vor einem Universum, das so gewaltig ist, dass wir es nicht erfassen können“.

Es gibt ein Sufi-Spruchwort, das dem persischen Dichter des 13. Jahrhunderts Rumi zugeschrieben wird, und das mich beeindruckt hat: „Ich habe so viel von Gott gelernt, dass ich mich nicht länger als Christ, Hindu, Muslim, Buddhist oder Jude bezeichnen kann. Die Wahrheit hat sich so sehr in mir offenbart, dass ich mich nicht mehr als Mann oder Frau bezeichnen kann ...“ Meine persönliche Version würde wie folgt lauten: „Ich habe so viel von dem größeren Sinnzusammenhang um uns herum gelernt, dass ich mich nicht länger als Christ, Hindu, Muslim, Buddhist oder Jude bezeichnen kann. Die Wahrheit hat sich so sehr in mir offenbart, dass ich mich nicht mehr als Mann oder Frau bezeichnen kann ...“

Mein Leben ist zu einem Projekt geworden, zu einer Berufung, zu einem Auftrag für gleiche Würde für alle in gegenseitiger Solidarität. Ich bin stolz auf alle kulturellen Errungenschaften, die die Menschheit jemals erreicht hat, und gleichzeitig schäme ich mich auch für all die Gräueltaten, die Menschen jemals auf der Welt begangen haben, seien es Gräueltaten, die von Joseph Stalin, Adolf Hitler oder einem anderen Unterdrücker begangen wurden. Ich fühle, was der Philosoph Karl Jaspers die *metaphysische Verantwortung* nannte, die Verantwortung für „nie wieder“ zu arbeiten, nicht nur an einem bestimmten Ort, ich fühle diese Verantwortung überall auf unserem Planeten

und im Namen der gesamten Menschheit — nie wieder die Massenvernichtungen, nie wieder systemische und systematische Demütigung, sei es durch Krieg gegen Mensch oder Natur.

Nach fast 50 Jahren globalen Lebens verstehe ich immer besser, dass das, was ich *große Liebe* nenne, oder *big love*, der einzige Ausweg aus Krieg und Umweltzerstörung ist. *Big love* bedeutet gemeinschaftliche Verantwortung eingebettet in Respekt für gleiche Würde für alle, mit der Freiheit, sich für gegenseitige Solidarität einzusetzen.

Aus meiner Vertreibung ist also zu guter Letzt doch noch ein Zuhause geworden — ich bin zu Hause in den Werten gemeinschaftlicher Verantwortung und Solidarität, eingebettet in liebevollen Respekt für die Würde aller Lebewesen, und das weltweit, in dem gesamten globalen Dorf, auf dem gesamten Planeten. In meinen Schriften versuche ich, die Siloisierung der Wissenschaft zu überwinden, indem ich mich bemühe, unterschiedliche akademische Disziplinen zu überbrücken, indem ich ihre Kernbotschaften verstehe und dann auf unterschiedlichen Abstraktionsebenen zusammenschau. Ich verwende den *idealtypischen* Ansatz des Soziologen Max Weber⁵ um die jeweiligen Kernbotschaften aus der Perspektive von Würde und Demütigung zu rekonstruieren. Bisher habe ich dies mit Krieg, Genozid und Terrorismus (2000, 2017)⁶ getan, mit internationalem Konflikt (2006 und 2009, 2019 ins Chinesische übersetzt),⁷ Gender und Sicherheit (2010)⁸ und Ökonomie (2012, und im Jahr 2016 ins Portugiesisch Brasilianische übersetzt).⁹ Mein neustes Buch trägt den Titel *From humiliation to dignity: For a future of global solidarity (Von der Demütigung zur Würde: Für eine Zukunft der globalen Solidarität)* (2022).¹⁰ All diese Werke wären ohne den Lebensweg meines Vaters nicht möglich gewesen, da er mich unerschütterliche Hingabe an grundlegende Integrität und liebevollen Mut lehrte. Mein Vater verdient alles Lob.

Als ich ein paar Tage vor seinem Tod weinend am Sterbebett meines Vaters saß, blickte ich zurück auf die vielen Jahrzehnte, in denen ich ihn jeden Tag trauern sah. Ich sah wie er die vielen Schichten von Traumata und Demütigungen in sich selbst und draußen in der Welt betrauerte — und gleichzeitig niemals aufgab, eine liebevolle und heilende Kraft zu sein. Das ist der Grund, weshalb ich in seinen letzten Lebensjahren bei ihm blieb, bis zu seinem Tod mit 96 Jahren. Ich bin unendlich froh, dass ich mich in seinen letzten Jahren um ihn kümmern konnte, dass ich Tag und Nacht an seiner Seite bleiben konnte, dass ich so viel Würde wie möglich in sein Lebensende bringen konnte.

Ich versicherte meinem Vater immer, dass sein Leiden nicht umsonst war, dass meine Arbeit für Würde seinen fehlenden Arm ersetzte, dass meine Lebensaufgabe seine Familienmitglieder ehrte und betrauerte, die durch den Krieg getötet und vertrieben wurden. Ich sagte ihm, dass die Nominierungen für den Friedensnobelpreis sein verlorenes Heimatland repräsentieren, dass sie den vielen Kriegsverletzungen Anerkennung zollen — den primären, sekundären und tertiären Kriegsverletzungen — die nicht nur sein Leben, sondern das Leben so vieler anderer, einschließlich nachfolgender Generationen, überschattet haben.

Ich erklärte ihm, dass wir mit dem globalen Netzwerk „Human Dignity and Humiliation Studies“, welches ich 2001 initiieren durfte,¹¹ einen Samen säen wollen für eine globale Familie der Würde, genau die Art von Familie, von der auch mein Vater hoffte, dass die Menschheit als Ganzes sie in Zukunft werden möge — nicht länger „Disunited Nations“, sondern „Globally United People for Dignity“. Es war auch meines Vaters Sicht, dass „Weltweit Vereinte Menschen für Würde“ die einzige Autorität sein würde, die die Stärke hätte, das *Gesetz des Stärkeren* mit der *Stärke des Gesetzes* zu überwinden.¹²

Dann, am 3. Mai 2022, verstarb mein lieber und geliebter Vater. Ich war am Boden zerstört und ich weiß, dass der Schmerz immer da sein wird. Nie war mir klarer, wie viel mehr als ein Vater er für mich war — in meiner Jugend hat er mir das Leben gerettet, später war er eine Säule und ein Anker in meinem Leben. Vor allem aber ist mein gesamtes Lebenswerk, mein Einsatz für Würde, aus dem außerordentlichen Mut erwachsen, mit dem er die qualvollen Traumata, die er durch Krieg und Vertreibung erlitten hatte, überwunden hat — er hat sie mit liebevollem Mitgefühl überwunden, immer darauf hinweisend, dass andere mehr gelitten hatten.

Ich denke oft an das Jahr 2010 zurück, als ich anfang, an der Seite meines Vaters zu bleiben, während er sich um meine Mutter kümmerte, als ich so viel Zeit wie möglich im Haus meiner Eltern verbrachte, um zu helfen. Nach meiner Mutters Tod im Dezember 2018 habe ich mein Leben bis ins kleinste Detail mit seinem synchronisiert, insbesondere nachdem sich die Coronavirus-Pandemie im Frühjahr 2020 auszubreiten begann. Zu diesem Zeitpunkt habe ich mein globales Leben vollständig eingestellt und mich Tag und Nacht um ihn gekümmert. Man könnte sagen, dass das Timing zweier schwieriger Faktoren — Vaterfürsorge und Coronavirus — für mich auf eine vorteilhafte Weise zusammengewachsen ist. Ich habe mein Heimbüro in seinem Wohnzimmer eingerichtet, um ihm nahe zu sein, während ich mit unserer weltweiten Würdengemeinschaft über digitale Plattformen arbeite, und gleichzeitig mein Buch über Solidarität fertigzustellen¹³ und das Buch *Brief an meinen Vater* vorzubereiten. Die Kombination all dieser Pflichten und Aufgaben führte dazu, dass ich in diesen Jahren bis zu siebzehn Stunden am Tag arbeitete, und ich bin stolz darauf.

Als der Krieg in der Ukraine begann, konnte mein Vater keine Nachrichten mehr sehen. Die Bilder des Leidens in seiner direkten Nachbarschaft in Europa zu sehen, war etwas, von dem mein Vater gehofft hatte, es in seinem Leben nie wieder erleben zu müssen. Schon in den Jahren, als Flüchtlinge aus Syrien und Afghanistan nach Deutschland kamen, war er zutiefst traurig darüber, dass es Europas Politikern nicht gelungen war, einen umfassenderen Frieden in der Welt zu schaffen. „Krieg ist der Feind aller“, das war sein Fazit, Krieg gegen die Menschen genauso wie Krieg gegen die Natur. Für ihn existierte der Begriff „Feinde“ nicht. Ich habe oft mit ihm darüber gesprochen, das letzte Mal nur zwei Monate vor seinem Tod.¹⁴

Die Coronavirus-Pandemie hat weltweit viele Lockdowns verhängt und damit eine *Anthropo-Pause* verursacht.¹⁵ Wie ich hoffte auch mein Vater, dass dies einen neuen „Eleanor-Roosevelt-Moment“ eröffnen würde, genau wie nach dem Zweiten Weltkrieg 1948, einen neuen Moment für eine umfassende Neuorientierung. Leider war die Corona-Pandemie nicht ausreichend. Jetzt ist die Hoffnung, dass die Tragödie, die sich in der Ukraine entfaltet nicht in einem globalen Atomkrieg endet, sondern eine neue Gelegenheit für eine grundlegende Neuorientierung eröffnet. Ich bin fast froh, dass es meinem Vater erspart bleibt, die Tragödie in der Ukraine weitergehen zu sehen.

„Nie wieder“ zu sagen reicht nicht aus, es braucht „wehret den Anfängen“, das war die ständige Mahnung meines Vaters. Wenn die „Hitler“ dieser Welt, die rücksichtslosen Dominatoren, an die Macht gekommen sind, ist es zu spät, ihr Aufstieg muss verhindert werden, nicht nur individuell, sondern systemisch. Es reicht daher nicht aus, zurückzublicken und dem deutschen Volk vorzuwerfen, Mitläufer gewesen zu sein, es versäumt zu haben, sich gegen seine Nazi-Führer zu erheben. Was wir brauchen, ist zu verstehen, dass wir alle Mitläufer sind in der heutigen Welt, einfach nur dadurch, dass wir in ihr leben, einer Welt, die *Ökozid* und *Soziozid* verübt, die unsere Ökosphäre und Soziosphäre beschädigt (in Europe mehr als in Afrika), und dass wir dies durch *Kogitozid* tun, die Schwächung unserer *Kogitosphäre*, unserer Denksphäre.¹⁶

Mein globales Leben entstand aus der Einsicht, dass es in unserer Verantwortung liegt, die Lehren der Vergangenheit zu nutzen, um alles in unserer Macht Stehende zu tun, der Welt zu helfen, sich eine bessere Zukunft zu schaffen. Mein Vater hat alles gegeben, was er konnte, und er hat nicht aufgegeben, obwohl er sich schmerzlich bewusst war, dass seine Bemühungen nicht ausreichten. Ich folge ihm. Ich opfere mein ganzes Leben und auch ich mache weiter, auch wenn ich mir schmerzlich bewusst bin, dass meine Bemühungen umsonst sein könnten.

Wir müssen die Verherrlichung des Kampfes um Vorherrschaft überwinden. Es gilt, das *Sicherheitsdilemma* (wie Politikwissenschaftler es nennen) frühzeitig abzuschwächen, es auf allen Ebenen zu beseitigen. Die innere Logik dieses Dilemmas lautet: „Wir müssen Waffen anhäufen, weil wir Angst haben. Wenn wir Waffen anhäufen, bekommst Du Angst. Du häufst Waffen an, wir bekommen mehr Angst“. Die Maxime lautet: „Wenn du Frieden willst, bereite dich auf den Krieg vor“. Das Ergebnis ist, dass jede Friedensperiode nichts weiter ist als ein vorübergehender Waffenstillstand, denn trotz bester Absichten führen Kriegsvorbereitungen insgesamt gesehen zu

mehr Krieg als Frieden. Ebenso wartet das *Wachstumsdilemma* darauf, überwunden zu werden, es folgt dem Motto „Wer materiellen Wohlstand will, investiert in Ausbeutung“. Ausbeutung erzeugt mehr Ruin als Wohlstand, ebenso wie Kriegsvorbereitung mehr Zerstörung als Frieden erzeugt. Diese Dilemmata mit immer neuen gegenseitigen Demütigungen zu überlagern, ist der Gipfel der Dummheit, insbesondere in einer Welt, die so global vernetzt ist wie heute. Wenn die Gewalt den Punkt erreicht hat, an dem selbst Pazifisten das Gefühl haben, dass es keine Alternative zum Waffeneinsatz gibt, ist es zu spät.

Wollen wir wirklich, dass nur der Stärkste gewinnt? Mein Vater hätte folgenden Vorschlag für einen Ausweg unterschrieben:

Wir brauchen Globally United People for Dignity, um *verbindliche globale Regeln für Würde und Frieden* aufzustellen. Dies ist der einzige Weg zum Frieden miteinander und mit der Natur. Der Wettbewerb um Vorherrschaft und maximalen Profit muss durch die Indigene Sieben-Generationen-Nachhaltigkeitsregel ersetzt werden. Wahrer Pazifismus bedeutet, das tragische Sicherheitsdilemma hinter sich zu lassen, damit globale Abrüstung möglich wird. Globally United People for Dignity können gemeinsam ein würdiges globales Dorf gestalten, sie können einen Planeten schaffen, auf dem alle Lebewesen in Würde gedeihen können. Dies ist keine naive Utopie, es ist eine notwendige *Eutopie* — die einzige Alternative zu kollektivem Untergang.

Viele Menschen im Westen vertrauen ihre betagten Eltern einem Altersheim an und setzen ihr Berufsleben fort. Ich wurde oft gefragt, warum ich meinem Vater so treu geblieben bin. Ich habe immer erklärt, dass die Sorge um meinen Vater ein integraler Bestandteil meiner Würdearbeit ist. Da ihm Nazideutschland auf grausamste Weise das Leben raubte, war es meine Pflicht und Ehre, ihm am Ende seines Lebens Würde zu verleihen. Ich hatte immer das Gefühl, dass sogar ein Mandela oder Gandhi von ihm hätte lernen können — er war so ein außergewöhnlicher Mann. Er war nie ein „durchschnittlicher“ Bürger, der sich nur „um seine eigenen Angelegenheiten kümmerte“. Er ging viel weiter, als „sich um seine eigenen Angelegenheiten zu kümmern“ — er erweiterte seine Liebe auf die ganze Menschheit und alle Lebewesen. Ich kenne nur wenige Menschen, die so sicher von kurzsichtigen neoliberalen Kosten-Nutzen-Kalkulationen entfernt waren wie mein Vater. Er dachte in Bahnen der indigenen Sieben-Generationen-Nachhaltigkeitsregel. Er tat dies mit zutiefst fürsorglichem Mitgefühl, einem Mitgefühl, das nicht bevormundete, sondern demütig und dialogisch war, inspiriert von unendlicher und allumfassender Liebe. Deshalb möchte ich das Buch *Brief an meinen Vater* schreiben.

Inspiriert von meinem Vater, habe ich den Ausdruck *Dignity-ismus* oder *Dignismus* als neue global verbindende Erzählung für eine menschenwürdige Zukunft für unsere Welt geprägt. So definiere ich es:

Dignismus beschreibt eine Welt, in der jedes Neugeborene Raum findet und gefördert wird, sodass es sein Bestes entfalten kann, eingebettet in einen sozialen Kontext liebevoller Wertschätzung und Verbundenheit, einen Kontext, in dem die Tragfähigkeit des Planeten die Art und Weise leitet, wie die Grundbedürfnisse aller erfüllt werden. Es ist eine Welt, in der *Einheit in Vielfalt* herrscht, in der wir uns zusammenschließen mit dem Ziel, die Menschenwürde aller zu respektieren und unsere Vielfalt zu zelebrieren, eine Welt, in der wir verhindern, dass Einheit in bedrückende Uniformität umschlägt und gleichzeitig Vielfalt davor bewahren, in feindselige Spaltung abzugleiten. Dignismus bedeutet, Teufelskreise der Demütigung aus der Vergangenheit zu beenden und das Entstehen neuer zu verhindern. Dignismus bedeutet liebevolle Fürsorge für das Gemeinwohl der gesamten Menschheit als gemeinsame Bewohner eines bestimmten endlichen Lebensraums. Dignismus webt alle Aspekte aller Kulturen der Welt die Würde fördern zusammen zu einem würdigen globalen Dorf.

Bibliographie

- Bucher, Rainer (2008). *Hitlers Theologie*. Würzburg, Germany: Echter.
- Coser, Lewis A. (1977). *Masters of sociological thought: Ideas in historical and social context*. 2nd edition. New York: Harcourt Brace Jovanovich.
- Lindner, Evelin Gerda (1993a). *Lebensqualität im ägyptisch-deutschen Vergleich: Eine interkulturelle Untersuchung an drei Berufsgruppen (Ärzte, Journalisten, Künstler)*. Hamburg, Germany: University of Hamburg, Department of Psychological Medicine, doctoral dissertation in medicine.
- Lindner, Evelin Gerda (1993b). *Quality of life: A German-Egyptian comparative study*. Hamburg, Germany: University of Hamburg, Department of Psychological Medicine, English summary of doctoral dissertation in medicine (in German), *Lebensqualität im ägyptisch-deutschen Vergleich. Eine interkulturelle Untersuchung an drei Berufsgruppen (Ärzte, Journalisten, Künstler)*. www.humiliationstudies.org/whoweare/evelin02.php.
- Lindner, Evelin Gerda (2000). *The psychology of humiliation: Somalia, Rwanda / Burundi, and Hitler's Germany*. Oslo: University of Oslo, Department of Psychology, doctoral dissertation. www.humiliationstudies.org/whoweare/evelin02.php.
- Lindner, Evelin Gerda (2006). *Making enemies: Humiliation and international conflict*. Westport, CT, London: Praeger Security International, Greenwood.
- Lindner, Evelin Gerda (2009). *Emotion and conflict: How human rights can dignify emotion and help us wage good conflict*. Westport, CT, London: Praeger, Greenwood.
- Lindner, Evelin Gerda, and Desmond Tutu (Foreword) (2010). *Gender, humiliation, and global security: Dignifying relationships from love, sex, and parenthood to world affairs*. Santa Barbara, CA: Praeger, ABC-CLIO.
- Lindner, Evelin Gerda (2012). *A dignity economy: Creating an economy which serves human dignity and preserves our planet*. Lake Oswego, OR: World Dignity University Press.
- Lindner, Evelin Gerda (2012/2016). *Por uma Economia digna*. Translated by Fatiha Parahyba. Recife, Brazil: Editora da Universidade Federal de Pernambuco. Preface by Francisco Gomes de Matos. English original *A dignity economy: Creating an economy which serves human dignity and preserves our planet*, Lake Oswego, OR: World Dignity University Press, 2012.
- Lindner, Evelin Gerda (2017). *Honor, humiliation, and terror: An explosive mix — And how we can defuse it with dignity*. Lake Oswego, OR: World Dignity University Press.
- Lindner, Evelin Gerda (2023). *From humiliation to dignity: For a future of global solidarity*. Lake Oswego, OR: World Dignity University Press.
- Lindner, Evelin Gerda (作者:林艾雯) (2006/2019). *树敌: 侮辱与国际冲突 (Making Enemies: Humiliation and International Conflict)*. Translated by Lanzhi Liu. Beijing: Foreign Languages Publishing Press. Preface to the Chinese translation by Jingyi Dong (2016), available from Dangdang or Jd.com. English original *Making Enemies: Humiliation and International Conflict*, Westport, CT: Praeger, 2006.
- Lutz, Dieter S., and Hans J. Gießmann (Eds.) (2003). *Die Stärke des Rechts gegen das Recht des Stärkeren: Politische und rechtliche Einwände gegen eine Rückkehr des Faustrechts in die internationalen Beziehungen*. Baden-Baden, Germany: Nomos.
- Rutz, Christian, Matthias-Claudio Loretto, Amanda E. Bates, Sarah C. Davidson, Carlos M. Duarte, Walter Jetz, Mark Johnson, et al. (2020). "COVID-19 lockdown allows researchers to quantify the effects of human activity on wildlife." In *Nature Ecology and Evolution*, 4 (9), pp. 1156–59. doi: 10.1038/s41559-020-1237-z.

Weber, Max (1904). "Die "Objektivität" sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis." In *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Band 19*, pp. 22–87. www.ssoar.info/ssoar/handle/document/50770.

Endnoten

¹ Siehe Bucher, 2008. Hitler im Münchener Löwenbräukeller am 8. November 1943:

Auch ich bin religiös, und zwar tief innerlich religiös. Und ich glaube, dass diese Vorsehung die Menschen wägt, und dass derjenige, der vor den Prüfungen und unter den Prüfungen der Vorsehung nicht bestehen kann, der an ihnen zerbricht, dass der von der Vorsehung nicht bestimmt ist zu Größerem, dass das eine in der Natur gegebene Notwendigkeit ist, dass nur aus einer Auslese die Stärkeren übrig bleiben. Und ich möchte es hier ruhig aussprechen: Wenn mein eigenes Volk an einer solchen Prüfung zerbrechen würde, könnte ich darüber dann keine Träne weinen, es hätte nichts anderes verdient. Das würde sein eigenes Schicksal sein, das es sich selbst zuzuschreiben hat. Das glaube ich aber nie und nimmer.

² "Die deutschen Vertriebenen waren damals nicht willkommen", von Daniel Huber, *Watson*, 27. Februar 2016, www.watson.ch/wissen/history/448145654-fluechtlingsschweine-die-deutschen-vertriebenen-waren-damals-nicht-willkommen. See also 'Hooray, I am a Kriegsenkel!' — *Transgenerational transmission of World War II experiences in Germany*, a thesis submitted for the degree of Doctor of Philosophy of the Australian National University in August 2015, by Lina Jakob, <https://openresearch-repository.anu.edu.au/bitstream/1885/104516/2/Jakob%20Thesis%202016.pdf>.

³ Eine frühere Nachbarin in einer persönlichen Kommunikation am 16. April 2022.

⁴ Dies sind die Filme, die mein ganzes Leben nachhaltig beeinflusst haben:

- *Der Schlaf der Gerechten*, ein Film über die „Normalisierung“ der Judenverfolgung und den Versuch einer Metzgerfrau, sich zu wehren. Siehe www.imdb.com/title/tt0056453/.
- *Meine Ehre heißt Treue*, ein Film über die Methoden der SS. Siehe <https://youtu.be/jsfn0YDa5jw>.
- *In jenen Tagen*, erzählt den Aufstieg und Fall des NS-Regimes anhand der Besitzer eines Autos. Siehe <https://youtu.be/1DukQ5tlfGU>.
- *Ein Tag*, ein Film über einen Tag im Konzentrationslager. Siehe https://youtu.be/94_gvbFGdg0.
- *Hunde, wollt ihr ewig leben*, ein Film über die Schlacht von Stalingrad (23. August 1942 bis 2. Februar 1943). Siehe <https://youtu.be/SG98ZvMvuM0>.
- *Die Brücke*, ein Film über eine Schulklasse, die in den letzten Kriegstagen den Auftrag hatte, eine Brücke zu verteidigen. Siehe <https://youtu.be/t-z0-dFst4c>.
- *Die Wunderkinder*, ein Film über zwei Schulkameraden in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Siehe <https://youtu.be/SGBVB3KBPn8>.

⁵ In meiner Arbeit verwende ich den *idealtypischen* Ansatz wie er beschrieben wurde vom Soziologen Max Weber, 1904. Siehe auch Coser, 1977.

⁶ *The psychology of humiliation: Somalia, Rwanda / Burundi, and Hitler's Germany* war meine Doktorarbeit in Sozialpsychologie am Institut für Psychologie der Universität Oslo in Norwegen. Siehe Lindner, 2000. *Lebensqualität im ägyptisch-deutschen Vergleich: Eine interkulturelle Untersuchung an drei Berufsgruppen (Ärzte, Journalisten, Künstler)* war meine Doktorarbeit in psychologischer Medizin an der Universität Hamburg, Deutschland. Siehe Lindner, 1993a, b. *Honor, humiliation, and terror: An explosive mix — And how we can defuse it with dignity*, war mein fünftes Buch, und es erschien 2017 bei Dignity Press, im Impressum World Dignity University Press, mit einem Vorwort von Linda Hartling, Direktorin von Human Dignity and Humiliation Studies. Siehe Lindner, 2017.

Weitere Kapitel und Artikel finden Sie im Volltext auf www.humiliationstudies.org/whoweare/evelin02.php.

⁷ *Making enemies: Humiliation and international conflict* war mein erstes Buch über Würde und Demütigung und wie wir uns eine würdevollere Welt vorstellen können. Es wurde als wegweisendes Buch geehrt und von der Zeitschrift *Choice* in den USA als „Outstanding Academic Title“ für 2007 ausgezeichnet. Weitere Einzelheiten finden Sie unter www.humiliationstudies.org/whoweare/evelin/book/01.php. Siehe Lindner, 2006, Lindner, 2006/2019.

Emotion and conflict: How human rights can dignify emotion and help us wage good conflict war mein zweites Buch. Siehe www.humiliationstudies.org/whoware/evelin/book/02.php, und Lindner, 2009.

⁸ *Gender, humiliation, and global security* war mein drittes Buch, das 2010 von Praeger veröffentlicht wurde. Erzbischof Desmond Tutu bot freundlicherweise an, das Vorwort zu schreiben. Das Buch wurde im Juli 2010 von *Choice* als „sehr empfehlenswert“ ausgezeichnet. Weitere Einzelheiten finden Sie unter www.humiliationstudies.org/whoware/evelin/book/03.php. Siehe Lindner and Desmond Tutu (Foreword), 2010.

⁹ *A dignity economy: Creating an economy that serves human dignity and preserves our planet* war mein viertes Buch, und es ist die erste Veröffentlichung von Dignity Press, erschienen 2012 in ihrem Impressum World Dignity University Press. Sehen Sie www.humiliationstudies.org/whoware/evelin/book/04.php, Lindner, 2012, and Lindner, 2012/2016.

¹⁰ Lindner, 2023.

¹¹ Human Dignity and Humiliation Studies, www.humiliationstudies.org.

¹² Siehe unter anderem Lutz and Gießmann, 2003 58595. Ich hatte das Privileg, Dieter Lutz am 22. Juli 1993 am Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik der Universität Hamburg zu treffen, als es noch im Falkenstein 1—3 in Hamburg-Blankenese untergebracht war. Sein vorzeitiger Tod war für uns alle ein Schock. Siehe „Zum Tod von Prof. Dr. Dr. Dieter S. Lutz, Nachrufe“, www.ag-friedensforschung.de/science/lutz-nachrufe.html.

Beschreibung seines Buches mit dem Titel *Die Stärke des Rechts gegen das Recht des Stärkeren: Politische und rechtliche Einwände gegen eine Rückkehr des Faustrechts in die internationalen Beziehungen*, Lutz and Gießmann, 2003:

Die nach dem 11. September 2001 von der Bush-Regierung eingenommene Rechtsauffassung, Angriffskriege gegen mutmaßliche Unterstützerstaaten von Terrorakten zu führen und darüber hinaus gewaltsame Regimewechsel anzustreben, legt die Axt an die Wurzel des geltenden Völkerrechts. Insbesondere das in der Präambel und in Artikel 2 der UNO-Charta niedergelegte Gewaltverbot steht auf dem Prüfstand.

¹³ Lindner, 2023.

¹⁴ *My father has no 'enemies'*, 27th February 2022, <https://youtu.be/I1GUpcQIB8g>.

¹⁵ Der Begriff *Anthropause* wurde von einem Forscherteam um den Biologen Christian Rutz, et al., 2020, geprägt, das die möglichen Auswirkungen von COVID-19-Lockdowns auf Wildtiere diskutiert. Wir danken dem ehemaligen Vorsitzenden des Club of Rome, Prinz El Hassan bin Talal, für die Einführung dieses Gedankens in einem Webinar zum Thema Ökozid, das von Ghazi Hamed am 29. April 2021 einberufen wurde. Siehe auch Anmerkungen 4420 und 4421 in Kapitel 12 in Lindner, 2023, für einen historischen Überblick des erfahrenen Journalisten Roberto Savio.

¹⁶ I very much thank the President of the Club of Rome from 1999 to 2007, Prince El Hassan bin Talal, for his personal message from 19th May 2020, where he suggests the term *cogitocide*. He proposed the term *cogitosphere* in his Opening Address to the 2004 Annual Conference of the Club of Rome ‘On limits to ignorance: The challenge of informed humanity’, 11th–12th October 2004 in Helsinki, Finland. His address was titled *The challenge of informed humanity: From 'infosphere' to 'cogitosphere'*. Read about *ecocide*, *sociocide*, and *cogitocide* in chapter 7 of Lindner, 2023.